

Ueber das Schachspiel.

Von C. Kupffer.

(Schluß.)

Von Napoleon I. wissen wir, daß er nicht sehr hervorragend Schach spielte; er pflegte Partien, die für ihn auf Verlust standen, in möglichst einfacher Weise zu endigen, d. h. durch Zusammenwerfen. Nächstlich verfuhr Voltaire, der es durchaus nicht ertragen konnte, besetzt zu werden. Als Voltaire in Ferney am Genesersee lebte, war sein täglicher Schachgegner der Abbe Dubois. Beide waren die besten Freunde, wenn aber die Partie sich einem für Voltaire kritischen Stadium näherte, so begann der erregte Mann in eigenhändlicher Weise zu spielen; der Abbe mußte dann aus Erfahrung, daß eilige Flucht geboten sei, denn sonst flohen ihm die Steine des heftig erregten Dichters in die gepuderte Mantelecken.

Nobesspieler pflegte sich häufig zum Unterschreiben der Partiturtheile für eine Partie Schach im Cafe de la regence zu erholen. Es wird von ihm erzählt, er habe einst mit einem jungen Aristokraten um dessen Kopf gespielt. Der junge Marquis mag wohl recht aufmerksam gewesen sein, denn er gewann Partien und Leben.

In Deutschland lag das Schach noch ziemlich brach; wenn auch Friedrich der Große ab und zu eine Partie spielte, so ist er doch nicht gerade auf diesem Gebiete berühmt geworden; nur im Dörflchen Ströbed in der Nähe von Halberstadt wurde seit langen Zeiten eifrig der edle Sport betrieben. Dort hatte einst, erzählt die Ueberlieferung, ein weltlicher Fürst die Sabre seiner Gefangenschaft in einem Thurm abgeben und sich dadurch zu zerstreuen gesucht, daß er seinen Wächtern das Schach zeigte und mit ihnen spielte. Schließlich wurde der Fürst befreit und gelangte wieder zu seiner Herrschaft; aus Dankbarkeit gegen die Ströbeder verließ er ihnen einige Privilegien. Eine andere Sage berichtet, der Bischof von Halberstadt habe das Schach in Ströbed eingeführt. Wenn auch auf diese Erzählungen nichts zu geben ist, sicher ist, daß Ströbed sich bereits zur Zeit des großen Kurfürsten eines weitverbreiteten Ruhmes erfreute. Der große Kurfürst schenkte den Ströbedern ein Schachbrett, das noch jetzt in großen Ehren gehalten wird. Seit 300 Jahren etwa hat sich das Schach dort eingebürgert; es ist gegenwärtig ein obligatorischer Lehrgegenstand in den Schulen und sämtliche Kinder müssen ein Examen im Schach ablegen. Das Wirthshaus des Dörflchens trägt ein Schachbrettbrett als Schild und in der Wirthsstube stehen den Gästen eine genügende Anzahl von Schachbrettern zur Verfügung. Früher herrschte in diesem Dörflchen die Sitte, daß ein junger Mann von seiner Auserwählten nicht eher das Jawort erhielt, als bis er sie auf dem Brettle besetzt hatte; doch ist diese schöne Sitte allmählich abgelenkt, denn die betreffenden jungen Damen pflegten in benennigen Fällen ganz merkwürdig schlecht zu spielen, so daß es zuweilen geschien haben soll, als wollten sie geradezu verlieren. Dem jeweiligen Könige von Preußen wird bei seiner Thronbesteigung von den Ströbedern ein schönes Schachbrett mit Figuren überreicht, wofür ihnen wieder von Neuem ihre Privilegien bestätigt werden. Dies ist zuletzt am 27. Oktober 1861 bei der Thronbesteigung des Kaisers Wilhelm geschehen.

Der Gedanke, das Schachspiel zum Lehrgegenstande zu machen, wie es in Ströbed thatsächlich der Fall ist, ist von einem gewissen Herrn Preussler allen Entschens befürwortet worden. Er meint, es wäre eine gute Einleitung zum Mathematik-Unterricht; doch lehrt die Erfahrung, daß mathematische Begabung und Schachbegabung gar nicht so sehr zusammenhängen; es gehört zu beiden Talent und Fleiß dieses, so wird der Buchunterricht eben nicht sehr weit führen. Wenn auch besagter Herr Preussler sein Büchlein dem preussischen Staatsministerium zugeht, so scheint es doch zweifelhaft, etwa die Buchstaben des Alphabets von a-z aus Semmelweis baden zu lassen und die liebe Jugend damit zu füttern, damit sie den Unterricht in Wahrheit verdaue, als ein Spiel, das nur als Spiel betrieben werden sollte, zum Gegenstand des Schulunterrichtes zu machen. In Deutschland entstand erst in den 20- und 30er Jahren dieses Jahrhunderts in Berlin durch eine freie Vereinigung von Schachfreunden die preussisch-deutsche Schachschule, welche jetzt die erste in der Welt ist. In den 50- und 60er Jahren war es der geniale Andersen, der in dieser Beziehung etwa dasselbe bedeutete, wie Linné auf dem Gebiete der Botanik oder Eschsch in der Chirurgie. Andersen war Mathematik-Lehrer am Gymnasium zu Breslau, doch scheint seine Stellung auf dem Katheder weniger erfolgreich gewesen zu sein, als sein Sitz auf dem Schachthron. Freilich ist dieser Thron einer der unsichersten, da sein Inhaber bei jedem Trompetenstoß eines bewegenen Herausforderers persönlich in die Schranken treten muß, wenn besiegte, seiner Würde natürlich verlustig geht. Lange war Andersen's Herrschaft eine Kette von Trümpfen, bis auch er seinen Meister finden sollte. Ein jugendlicher transatlantischer Held, Paul Morphy, durchmaß den Ocean, um sich den Schachgroßen Europas entgegenzustellen. Er schlug alle, auch Andersen, der als stets schlagfertiger Paladin den Vertreter Americas 1857 in Paris aufsuchte und dort mit ihm einen Wettkampf ausfocht. Sieben Mal besiegte der fremde

Jüngling den alten Meister und nur zwei Mal konnte dieser seinem Gegner den gleichen Schmerz anthun. Die beiden Helden drückten sich die Hände, bezeugten einander und schieden dann für immer. Paul Morphy verschwand wie er gekommen war, gleich einem Kometen einen Strahlenglanz hinterlassend, der noch heute nicht erblischen ist, und zwar nicht bloß aus Europa, sondern auch aus dem Gebiet des Schachspiels für immer. Er spielte seit jenem letzten Kampfe nicht mehr. Er hatte Andersen besiegt — nun hatte das Schach keinen Metz mehr für ihn.

In der Gegenwart ist die Literatur über das Schach, sowie die theoretischen Analysen der Spielanfänge und der Endspiele auf einer außerordentlichen Höhe angewachsen. Es giebt in Europa eine ganze Anzahl Zeitschriften, die sich ausschließlich dem Schach widmen; bei allen größeren Journalen und Zeitungen findet sich eine Schachspalte, die dem Publikum gespielte Partien und Problemcompositionen bietet. In Deutschland existiren mehrere Schachblätter, welche alljährlich Kongresse und Wettkämpfe veranlassen; in allen Städten geben sich Klubs gebildet, die miteinander (oft auf brieflichem Wege, Korrespondenz-) Partien ausfechten. In den letzten Jahrzehnten haben großartige Schachturniere zu Paris, London, Wiesbaden, Wien stattgefunden, an denen sich aber nur die allerbesten Spieler betheiligen können. Denn wenn Jemand bei einem solchen Turnier auch nur einige wenige Ansätze auf Erfolg haben will, so bedarf er umfangreicher Studien, um sich erst mit der Theorie der Eröffnungen hinfänglich bekannt zu machen. Diese theoretischen Analysen sind zu einer Wissenschaft angewachsen, deren Kenntniß nicht leicht zu erwerben ist. Es ist begreiflich, daß das Schachspiel, in dieser Weise betrieben, längst aufgehört hat, ein Spiel zu sein. Die großen Meister der Jetztzeit, Steinitz, Zukertort und andere reisen wieder von Turnier zu Turnier und kämpfen um Preise, die Tausende von Thalern betragen. Sie geben in den Schachclubs geradezu Vorstellungen im Blindspielen und einzelne haben es in dieser Beziehung dahin gebracht, 20 und mehr Partien gleichzeitig ohne Ansicht des Brettes zu spielen und zwar gegen starke Gegner. Bei diesen Herren ist das Schach Lebensberuf und Erwerbszweig geworden. Das ist aber nicht der Zweck des Schachspiels. Ein Spiel ist ja eine Erholung von der Arbeit oder eine kräftigende zur Arbeit und muß daher leicht und unterhaltend sein; wird es aber in der Weise betrieben, so nimmt es den Charakter der Wissenschaftlichkeit an. Es hat an und für sich ein so außerordentliches und abgegrenztes Gebiet, da es weder Kunst noch Spiel, noch Wissenschaft ist; eher, wenn man will, ein Nixtum dieser drei, als Spiel zu sehr Wissenschaft, als Wissenschaft zu sehr Spiel.

Die Partie ist fast wie eine Disputation über einen freigelegten Gedanken (Wederle, Schachphilosophie). Der eine regt das Thema an und bringt damit auf den anderen ein; der Gegner wird zur Vertheidigung gedrängt, und wie bei einer Debatte, so geht es auch um Breite: neue und immer neue Gedanken können auftauchen und im Fluß der Debatte sich in einem Beweisplane gestalten, der den Gegner überzeugt oder nicht; denn der Gegner kann einen Gegenstand mit viel Geschick darlegen und dem Thema gegenüber zur vollen Geltung bringen. Man könnte statt Schach sehr gut Debatte sagen, denn das Wort Schach ist im Deutschen so ungeschicklich, daß es in den meisten Fällen nur mit Hilfe der Ausdrücke Spiel, Spieler, Spielen zur Anwendung gelangen kann; Schächer kann man ja wohl sagen, aber dies Wort hat einen unangenehmen Beischnack. Und daher erscheint das Wort im Deutschen ungewöhnlich. Ferner auch deshalb, weil hierdurch selbst die eifrigste Denkarbeit dabei als Spiel und selbst der ernste Denker als Spieler dastehen muß. Was doch gelinde gesagt, ungerührt und ungeschickter ist. Denn der Aufwand an Denkhätigkeit ist bei diesem logischen Kampfe ein ganz bedeutender und zwar ein doppelter: erstlich besteht die geistige Arbeit in dem Kampfe in sich selber, die Anstrengung, aus dem Schwarm der sich darbietenden schwer zu durchbringenden und schwer zu berechnenden Möglichkeiten das richtige Expediens zu finden; das ist der subjektive Kampf, und dann der Kampf gegen die Arbeit und Kraft des Gegners: das ist der objektive Kampf. Und dieser objektive Kampf ist noch schwerer als der subjektive, denn kein Mensch kann in das Ziel des Anderen hineintreten oder sich darin verorten etwa wie ein Buddha ins Universum. Und dabei ist die Zahl der sich darbietenden Combinationen auf den 64 Feldern mit den 32 Steinen eine geradezu unermessliche. Wenn wir unter „Debatte“ einen Kampf der Gedanken verstehen zur Entwidlung von Maßregeln, um einen vorliegenden Zweck recht sicher zu erreichen, so müssen wir dasselbe vom Schach behaupten. Die Debatte bedient sich der Sprache und der Rede in ihren unabsehbaren Wendungen, um Argumente an den Tag zu fördern, während das Schach sich des Brettes und der Steine in ihren ebenso unabsehbaren Combinationen bedient, um Jüge auszuführen. Sprache und Brett sind also das allgemeine, worauf Debatte und Schach sich bewegen; Rede und Steine sind das Mittel; die Argumente und die Jüge aber sind die Wege, mit und auf welchen Debatte und Schach dem Ziele, d. h. dem Siege zustreben. Man könnte die Partie außerdem mit einem Drama vergleichen, denn sie ist wie dieses ein Erzeugniß

des Geistes und kann geistreich, lustig, spannend, ernst und ebenso wohl auch flach und unbedeutend sein, je nachdem, wie eben der Geist, der sie geschilbert, ihrer fähig war. Wie das Drama eine Einleitung hat, so hat auch die Partie die Eröffnung, dann folgt die Verwicklung oder der Knoten der Handlung, was der Mittelpartie entsprechen würde und endlich die Lösung des Knotens, das wäre das Particende. Die Gediegenheit oder Ungediegenheit des Ganzen, die Harmonie oder Disharmonie der Einzelmomente untereinander geben dem Drama und der Partie ihren resp. Werth oder Unwerth.

Das Schach kann und soll nie etwas anderes sein als ein reines Erholungsmittel und es sollte daher nie zum Nachtheile wichtigerer Beschäftigungen getrieben werden und nie den Sinn seiner Anhänger ganz einnehmen. Es sollte jederzeit im Hinblick auf seinen eigentlichen Zweck gepflegt werden. Spiele sind Kinder des Zufalls oder der Langeweile oder vielmehr der unabweislichen Abspannung und des Erholungsbedürfnisses nach anstrengender Arbeit. Sie sind in der menschlichen Natur begründet und vom Aequator zu den Polen giebt es kein Volk, das nicht vom Ernste des Lebens in Spielen ausruhe. Der Mensch ist nun einmal keine rein ernsthafte Wesen, er will sich auch freuen, sich zwecklos beschäftigen. Weisensungen stehen in Betreff der Nützlichkeit natürlich oben, doch sind sie nur für die Jugend und einzelne Auserwählte, die nie alt werden; das reifere Alter zieht Spiel ohne anstrengende Lebensbewegung vor und da liegt das Schach in Vergleich zu den Glücksspielen, wie etwa Würfel und Hazard wohl am höchsten. Als einfaches Spiel, als Mittel, dem Geist nach ersteren Lebens- und Berufsarbeiten zu erfrischen, verdient es gewiß warme Besürwortung, denn es ist nicht nur das weitaus anziehendste und lehrreichste Spiel, sondern zugleich ein sittlich reines Vergnügungsmittel. Ungleich anderen Belustigungen, deren Endzweck oft in Gewinnsucht gipfelt, empfiehlt sich das Schach einer vernünftigen Einsicht durch den Umstand, daß seine kriegsbildlichen Kämpfe lediglich um der Ehre willen ausgefochten werden. Es ist in eminentem Sinne ein philosophisches Spiel. Nur bei den Dämonen ist das Schach total in Mißkredit: Niemand glaubt so wenig an die Reiz: des Schach und begreift dieselben so wenig wie die Frauen. Sie sind ohnehin dem ersten und scharfen Nachdenken abhold und fühlen daher insgeheim einen wahren Widerwillen gegen das Schach. Man spiele nur mit einem Manne eine Partie und beobachte dabei die Hausfrau; behauptet sie trotz aller vergeblichen „Bitte zum Thee“ trotz aller Herzscherzen, daß „alles fast werde“, democh Sanftmuth und Geduld, so kann man sicher sein, daß sie ein Muster dieser lebenswürdigen Eigenschaften ist.

Das Schach trägt durchaus einen internationalen Charakter, da es vollkommen frei von allen Sonderinteressen oder Parteiansehungen ist. Beim zweifachen Brette kann das nationale Bewußtsein gar nicht in Betracht kommen.

Das Schach ist heute Gemeingut aller Stände geworden. Ungetrüb von allen menschlichen Berufsinteressen erhebt es sich über die alltäglichen Bedürfnisse der Menschheit. Es stellt nicht bloß ein Musterbild der Kriegsführung auf, sondern auch die Grundzüge eines monarchischen Staatsorganismus. Das Erdbaupt ist ein unverantwortlicher und unverletzlicher König, der zwar vom Feinde übermunden und gefangen, nie aber geschlagen, noch weniger von seinen Unterthanen verjagt werden kann. Die Organisation der Gesellschaft ist so mühsam, daß man in der Wirklichkeit sich ihr nur nähern, sie aber nie in ihrer Vollkommenheit erreichen kann; denn man hat es im Leben nicht mit Holzspinnen, sondern mit Menschen zu thun, die man wohl temporär, aber nicht auf die Dauer puppenartig dresiren kann. Wo giebt es einen Staat, dessen Herrscher und Mitglieder so genau bestimmt und unveränderlich sich jeder in seinem Wirkungsbereiche bewegen, ohne je in einen anderen hinüberzutreten? Und das ist doch ein Problem einer tüchtigen Gesellschaftsorganisation, in dieser Vollkommenheit aber nur bei oder durch reine Vermumtwesen ohne Leidenschaft und Egoismus erreichbar. Gleicher Anspruchs aller ist ein Grundgesetz des Staates und des Schachspiels. Der Niedrigste muß auch das Höchste erreichen können, mit Ausschluß des Königthums; so der Bauer im Schach. Er ringt um die Feldherrnkraft und mit Umsicht vordringend, gelingt es ihm zuweilen, der nächste neben dem Herrscher zu werden; König selbst aber soll und kann er nie werden. Die Figuren des Schachspiels, die so das royalistische und demokratische Prinzip repräsentiren, sind Staatsbeamten vergleichbar, jeder in seiner Art zum Schutze und zur Deckung des Staat darstellenden Oberhauptes bestimmt. Neben dem Könige steht der Feldherr, Groß-Weir, jetzt Dame genannt, mit diktatorischer Gewalt besetzt, wie es im Kriege sein soll. Der Bauer oder Soldat schreitet, bis er durch Einbringen ins feindliche Lager einen höheren Rang erhält, nur vorwärts, niemals zurück — und so soll es im Kriege auch sein. Die Bauer und Springer üben durch ihre sich weit- hin erstreckende Wirksamkeit denselben Effekt aus, wie die Kavallerie.

Die Thürme, ursprünglich Elefanten mit dem Thurm auf dem Rücken, gleichen in der Reihe Festungen, in Thätigkeit gesetzt läßt sich aber ihre Wirkung recht gut mit der

